

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 6

Artikel: Urwil erwacht
Autor: Halter, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Western-Film, mit den Comics, die ja keineswegs nur Jugendliche verschlingen: Spannung wird erzeugt, immer Neues geschieht, Abenteuer folgt auf Abenteuer. Doch alles läuft ab im stets gleichen Rahmen, rituell geraudezu; man ist versucht, von Archetypen zu sprechen.

Genau diese Ambivalenz, diese Doppeldeutigkeit kennzeichnet auch den Sport. Es geht um die Anspannung aufs Neue, Unbekannte, noch nicht Erreichte – und darum, es zu bannen, es sich vom Leibe und von der Seele zu halten in der Ritualisierung des Handelns.

Darin spiegelt sich nicht nur die Paradoxie der Industriegesellschaft, sondern des Menschseins in ihr: sich anzuspannen auf Zukunft, um sie aktiv zu beherrschen – und sie im letzten doch niemals beherrschen zu können, weil sie unausmessbar bleibt, weil es immer noch Schicksal gibt, immer: den Tod. Und so gerät man am Ende fast wieder in religiöse Fragen hinein, anders freilich, als Avery Brundage dies wohl gemeint hat.

ERNST HALTER

Urwil erwacht

Ein einzelnes hämmerndes Klingeln wird hörbar. Es dringt durch die stundenalte Stille eines geschlossenen, mit verbrauchter Atemluft vollgepusteten Raums. Während ich noch hinhöre, ist es verstummt. Ich hole – was ich aufmerkend vergessen hatte – Atem. Da, wieder, das Messer, blitzend gedreht, unüberhörbare, scherbenscharfe Störung. Als sie wegfällt, bleibt die Dunkelstille gewarnt. Zum drittenmal bricht das Schrillen los: im Hinterdorf und im Block Nelkenweg 3, und jetzt rasselt es aus dem Kirchdorf.

An allen Ecken und Enden von Urwil quengeln die Läutwerke, platzen die Schlafkugeln. Brummen und Seufzen kommt mir zu Ohren, scheltende Stimmen von Menschen, einzelne Worte, aus halbaufgerichteten Körpern, im Schlafschlamm rudern.

«Schang.»

—
«Du, Schang!»

Ein schwerer Körper stemmt sich hoch, eine Stahlfeder klimpert und schwingt nach.

«Schang, du musst auf.»

Stöhnen; ein im selben Bett liegender, schwerer Körper dreht sich.

«Scha-ang! Der Wecker hat schon vor zehn Minuten.»

Scharfe Frauenstimme.

Etwas wie die Abkürzung eines Fluchs fährt aus dem liegenden Körper in ein Kissen. Die sitzende Gestalt starrt auf die Leuchtziffern eines Weckers, der auf das Fussende des Bettgestells geschräubt ist. Zwanzig Minuten vor sechs. Beinahe dunkel. Herrgott, wie rasch in diesen Wochen die Tage kürzer werden! Die Chrysanthemen, die so lange gezögert haben, müssen sich beeilen.

Stoss ins Gesäss des stöhnenden oder ausschnarchenden Mannes: «Schang, jetzt ist es bald ein Viertel vor. Das schickt sich doch nicht, am letzten Tag zu spät zu kommen, nachdem du fünfzig Jahre lang pünktlich gewesen bist.»

Wieder ein Stöhnen: «Der Rücken, ich habe Durst, schlecht geschlafen und Mist geträumt. War in einer Fabrik, überall Maschinen, die ratterten, schlügen mit Hebeln um sich; ich musste zwischen ihnen hindurch.»

«Jaja.» Die Frau sitzt bereits auf dem Bettrand und lässt die Beine baumeln.

«Frieda!»

Bei der Nennung ihres Vornamens dreht sich die Frau um. «Schon recht, Schang; ich kenn' deinen Durst, dem werden wir beikommen. Vorwärts, es ist dein letzter Tag.» Sie beugt sich hinüber und rüttelt an der warmen, fleischigen Schulter des Mannes. «Wer wird jetzt zu klagen anfangen? Das hättest du früher tun müssen. Und denk doch, morgen kannst du den ganzen Tag im Pflanzplatz arbeiten!»

Der Mann wälzt sich an den Bettrand und schlägt die Laken zurück. Noch hält er die Augen geschlossen. «Jetzt ein warmes Bad! Weisst du, ich möcht', ich könnt' ... die verdammte Kälte.»

«Es hat die ganze Nacht geregnet.» Die Frau schnattert, als sie sich das Hemd überzieht. «Komm endlich!»

Plötzlich schwirren alle Bettfedern. Der Mann hat sich hochgestemmt und sucht, noch immer die Lider zugekniffen, mit den Zehen nach den Sandalen. «Ja, du.» Er hat sie aus der Lache Dunkelheit unter dem Bett gefischt und seine Füsse hineingleiten lassen. Kalt wie Eis. «Mein Rücken.» Er schnauft unwillig.

«Und meine offenen Beine?»

Der Mann schlottert. «Der hätt' auch zuhause bleiben können, der Schlingel.»

Die Frau, die sich den Unterrock über den Kopf zieht, hält, Hände hoch, inne. «Wer?» Vermummte Stimme.

«Der Maxli natürlich. Ich meine, der letzte Arbeitstag, zählt der vielleicht nicht? Sein Vater, der Ludi, hätte mir das nie angetan.»

«Aha.» Die Frau hat sich den Unterrock um den mächtigen Leib zurechtgezupft, geht zum Fenster, öffnet es und stösst einen Laden auf. Kellerschneckengraue Morgen, mausgrau ihr struppiges Haar. Sie blinzelt. «Ich glaub', es hat aufgehört zu regnen. Hättst einen schlimmeren Schlusstag haben können, Schang. Ich geh' jetzt Kaffee kochen.» Sie wendet sich ins Zimmer zurück.

«Nicht mal die Hand drücken die einem zum Abschied, nachdem man fünfzig Jahre lang für sie geschuftet hat.»

Das Knarren der Bodenbretter bricht ab. «Wer hat euch anno 34 durchgeschleppt und noch und noch vom Eigenen draufgelegt?»

«Der Ludi, ich sag's ja, der, der ist anders gewesen.»

«Max muss eben an die Industriemesse. Frau Cornelia hat gestern extra telephoniert.»

Da hockt der Alte, faltiger gelber Bauch, knotige blaue Beine, Kind auf dem Nachttopf.

«Klar, die ist eben unendlich viel wichtiger als wir.»

«Nun, Max hat dir doch gestern adieu gesagt.»

«Ja, gestern, gestern.» Der Mann steht mit gespreizten Beinen in seinen Sandalen. Die Frau fröstelt; Männer in Nachthemden sind Säuglinge, die man aufnehmen, trösten, wiegen, schlafenlegen muss. Sie nimmt ihren Schlaufrock vom Kleiderhaken an der Tür und zieht ihn über. Schangs Hosenträger, die unter dem Schlaufrock gehangen haben, baumeln. Die Frau packt sie mit beiden Händen und stillt die Bewegung.

Schangs Hosenträger. Seit neununddreissig Jahren.

Die Frau schaudert, zieht die Schosse des Morgenrocks enger um sich und reibt mit den Fingern seine mit Flicken ausgefütterten Ellenbogen.

«Ich hab' solchen Durst, und das Kreuz ist steif, ich bin ein alter Gaul; ja, dafür hat man seine Kraft verbraucht, dass die einem das Gnadenbrot ...»

«Ich geh' jetzt den Kaffee wärmen. Soll ich dir im Keller eine Flasche Bier holen? – Du müsstest eben turnen, hat Dr. Clavadetscher gesagt.»

«Blödsinn! Turnen, turnen», höhnt der Mann mit Kopfstimme. Gleich darauf grollend: «So kalt.» Und als die Türklinke heruntergedrückt wird, nochmals: «Warum ist's heute so kalt?»

Es ist jetzt so hell im Schlafzimmer, dass man einen grauen Schatten in einem schwarzen Loch verschwinden sieht. Die Türfalle schlägt ins Schloss.

Das Licht ist auf den festen Flächen geronnen. Die Scheddächer der Montagehalle der Technorm, die von Süden her in zwei konvex gegeneinander gestellten Betonflächen ansteigen, beginnen zu glimmen.

Die Mauern von Schloss Roosegg sickern durch die grauen Massen der Eichen und Linden vor der Schlossterrasse. In seinem Studio schläft auf einem Feldbett Bert May. Der Schaldeckel des Flügels ist hochgeklappt. Das fahr-, schwenk- und kippbare Tischchen, daran Bert zu komponieren pflegt, ist nahe an den Drehstuhl gerückt. Das Licht bleibt in den hellblauen Seidenvorhängen stecken. Noch ist nicht auszumachen, ob das Notenpapier bereits mit Spannungsbögen und den hintereinander herrennenden Mickey-Mouse-Schuhen gefüllt ist, welche Bert anstelle der Musiknoten verwendet. Vom Leuchter ist Wachs über den geöffneten Tastaturdeckel getropft. Nachts kann Bert nur bei Kerzenlicht komponieren, tagsüber schirmen die Vorhänge seine Eingebungen ab und tarnen sein in den Augen seiner Mitbürger sträfliches Nichtstun. Beim Anhören von Berts Kompositionen bildet sich mir immer die Vorstellung eines irren Schwärms goldener, silberner, kupferner und stählerner Käfer, welche, entsprechend der Sprödigkeit ihres Metalls, kreischend oder tirilierend, die kleinen sirrend, die grossen surrend, den blitzenden Stiften einer Musikwalze ähnlich, die abzustellen kein Mensch die Macht hat, rund um die Stimme eines Vogels oder das halb glucksende, halb singende Zwiegespräch eines Paars schwarzer Schwäne kreisen. Eine Melodie kommt, in meinem Hörzentrum wenigstens, nicht zustande. Liegt es im Motorischen, wenn Berts Musik mich dennoch stark anröhrt? Oder kommt das von der trotz des begleitenden Gewispers und Geräuspers unbedingten Ausgesetztheit der erhörbaren Tonfolgen? Oder macht es das Abbrechen der Stücke, die sich unversehens an ihrer potentiellen Kraft zu verschlucken scheinen und in der Erinnerung als geisterhafte Klagen nachhallen?

Max Suter steht im sogenannten Rauchzimmer. Vor ihm, auf dem spiegelnden Rund des Marmortischs aufgeschlagen, liegt sein schwarzer, lederbezogener Stahlkoffer. Der Ärmel eines Pyjamas hängt heraus und über den Tischrand, das Nécessaire klafft, zwei Paar Helanca-Socken sind in das Krägenrund eines gestärkten Hemdes gestopft. Max Suter hebt seine Armbanduhr nahe vor die Augen und liest im spärlichen Tageslicht die Zeit ab: zehn Minuten vor sechs.

Der allmähliche Verlust der Bettwärme macht unternehmungslustig. Zähl-

bar profilieren sich die Handlungen, die man zu leisten hat, bis dieser Koffer zugeklappt werden kann: eine Generalstabsarbeit, welche auch der klügste Computer nie leisten wird. Stufe eins: das Einschnappen der Kofferschlösser hier, Stufe zwei: das Klicken der Zündschlossverriegelung, wenn der Wagen spätestens um halb acht in der Parkgarage beim Zürcher Hauptbahnhof steht. Um 7 Uhr 45 fährt der Flughafenbus. Bei der Autobahn-ausfahrt Zürich City könnte es zu einem Rückstau kommen.

Max Suter dreht sich um und geht ins Badezimmer.

Die kleine Schwere in den Beinen: der Blutkreislauf ist noch nicht richtig in Gang gekommen. Ob man ein Mittel nehmen sollte? Nein. Turnen. Geschlafen hat man traumlos und ruhig. Industrielle, die träumen, sind Schmerzensmänner.

Max Suter tritt unter die lauwarme Dusche.

Ob die neuen Spulmaschinen, welche die Engländer entwickelt haben wollen, tatsächlich solche Wundertiere sind, wie behauptet wird? Vierhunderttausend, bis dir ein solcher Dinosaurier fertig montiert in der Bude steht. Der amortisiert sich, wenn er vierundzwanzig Stunden im Tag und sechs Tage in der Woche läuft und keine grösseren Defekte auftreten, in fünf Jahren.

Max Suter hat sich trockengerubbelt und tritt in den Ankleideraum.

Und wer garantiert dir, dass du nicht schon übers Jahr deine dicken Bertas zum Schrottopreis abstossen musst, weil die Belgier oder die Deutschen oder Sulzer ... Nein, vorläufig schwört man noch auf Schlafhorst. Der Lothar Bense ist auch dieses Jahr ein Abendessen im «Kastens» wert.

Max Suter steckt in den Hosen, geht ins Badezimmer zurück und tritt vor den Spiegel. Eine Sekunde lang starrt er in die schwarzblaue Iris seiner Augen, die in makellosem Weiss schwimmt. Er ist fünfunddreissig Jahre alt.

Unter zwei bis drei Räuschen wird es in Hannover nicht abgehen.

Er beginnt sich einzuseifen.

Berauscht und bei Verstand, das ist die Kunst in Deutschland.

Er legt den Pinsel weg, tritt ans Fenster und öffnet es.

Die Villa Suter, ehemals Villa «Huha» (Hugo Haller) und zur Zeit ihrer Erbauung, 1882, Villa Maurer, öffnet ihre Wohnfront nach Westen in eine Parkwiese hinaus. Die Nordgrenze der Domäne bilden die Weiden, Haselbüsche und Erlen an der Roos. Das nächstgelegene Gebäude, hundertundsechzig Meter talaufwärts, ist die Kirche in ihrem Mauerwall. Zwar verdecken die neunzigjährigen Buchen und Eschen die Mauerschanze und die Kirche bis hinauf zum First. Doch zwischen den beiden Sequoien an der Westecke des Parks, in der tränenden Ferne des Regennebels, schweben die glosenden Leuchtkugeln zweier Lampen des Kirchwalls.

Die rechte Backe ist freigelegt. Max Suter hat, ohne hinzusehen, viermal

Schaum ins Lavabo geschnippt. Bereits ist er zweimal über die linke Wange gefahren. Jetzt unterbricht er die Bewegung im Handgelenk. Durch das künstliche Licht im Badezimmer erscheint der Tag blau. Der Bach läuft unter dem Regen durch. Ein paar Vögel geben Laut. Von den Blättern der Kastanie zwischen dem Bach und dem Fenster rollen die Tropfen ab und klatschen ins bereits gefallene Laub. Max Suter atmet ein, hält die Luft in der Lunge zurück.

Die Roos: unter dem gleichförmigen Wassergeräusch wälzt sich das winzige Donnern ihres Sturzes über das Mühlewehr einher. Nein, das ist ja der eigene Puls.

Max Suter atmet aus und ein, rennt ein paar Schritte an Ort, niest, lacht, rasiert sich fertig und beginnt das Gesicht einzukremen.

Lia. Wenn Riesenmann nicht wäre, würde man sie mitnehmen. Ob sie noch schläft? Zwei Stunden mindestens wird der May sie heute wieder langweilen. Aktienpaket von May: 33%. Lias Körper.

Max Suter, im Begriff, die Krawatte umzubinden, schüttelt sich.

Man sollte sich hinsetzen und darüber nachdenken. – Geben Sie mir Zeit, bitte. – Was die andern tun, gleich am ersten Messeabend in ein Nachtlokal gehen und irgendeinem Weibsbild für hundert Mark zwischen die Schenkel gucken (Weiteres für zweihundert Mark), das kann man nicht.

Max Suter geht, alle Türen hinter sich offen lassend, in die Küche. Mit einem Spargel- und einem Schinkenbrot kehrt er ins Badezimmer zurück. Er sammelt Zahn- und Haarbürste und Rasierzeug in die freie Hand, setzt sich auf das Fensterbrett, isst.

Der Gumpen, wo der Ablauf des heute verstopften Posamentenkanals aus zwei Meter Höhe in die Roos fiel. Die Sonne durchwärmte ihn am frühen Nachmittag, und man brachte die irr auf dem Sandbett herumzuckenden Schattenkringel der Schaumblasen an der Wasseroberfläche mit dem Zeigefinger zum Platzen. Schade, dass der Kanal kaputt ist. Man ist trotz Iguassú und Niagara keinem mächtigeren Fall begegnet.

Max Suter schliesst das Fenster und geht ins Rauchzimmer. An der Bar füllt er ein kleines Glas bis zum Rand mit Whisky. Er isst das Schinkenbrot fertig und trinkt einen Schluck, beißt das Spargelbrot an, spült den Mund lange mit der Bitterkeit von gesottemem Garn und schluckt. Er legt das Rasierzeug in den Koffer. Ein Viertel nach sechs. Er klappt den Koffer zu. Die Stahlschlösser schnappen ein. Gut. Stufe eins erreicht.

Max Suter öffnet die Tür zur Flurhalle, wendet sich nach rechts, gibt sich einen Ruck, rennt auf dem roten Teppich über die ungeraden Stufen der Haupttreppe geräuschlos in den ersten Stock. Vor einer cremeweiss gestrichenen Tür, deren Füllungen in schmale, goldgestrichene Leisten gefasst sind, bringt er sich, mit den Armen rudernd, zum Stehen. Rumpfbeuge und

Ausatmen, Hände hoch und Einatmen. Er fasst die Messingklinke und drückt die Tür auf. Dunkel aus warmem Staub- und Biscuitgeruch, darin ein zwergkleiner Schnauf. Max Suter lächelt, schüttelt den Kopf und winkt mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die Finsternis, schliesst die Tür.

Stufe für Stufe steigt er die Treppe hinunter, steht im Rauchzimmer, streckt den Arm nach dem Koffer aus, dreht den Kopf, blickt auf den Spalt der halboffenen Schlafzimmertür. Eine Bewegung. Cornelia muss gewartet haben.

Ein paar Schritte durch maisfarbene Dämmerung. Der Mann beugt sich über den dunklen Kern auf dem Kissen, um den sich ein Nest aus wirren Haaren legt, und trifft eine Wange. «Lia.» Die andern Lippen sind vom Schlaf noch weich. Die Hände des Mannes gleiten unter die Decke und streichen von den Hüften bis zum Ansatz der Brust. Ein Laut, erlaubt nur, wenn sie allein sind.

Max Suter steht bereits wieder an der Tür, aufgerichtet: «Schade, dass ich Schang Müller nicht die Hand drücken kann. Doch, sobald ich zurück bin, werd' ich ihm, first thing in the morning, einen Besuch machen.»

Ein Fürst lehnt aus einem Bogenfenster. Unter seinem Schloss fällt das Gebirge in neblige Tiefen weg. – Einem Jungen ist im Spiel die Befreiung der Königstochter gelungen.

Ein klingender Ruflaut. Antwortruf der Frau.

Halb sieben. Max Suter ergreift den Koffer, tritt in die Flurhalle, zieht mit der freien Hand einen leichten, blauen Wollmantel von einem Bügel und wirft ihn über den Arm.

Triefend vor Nässe und schlitternd vor Kälte stemmt er sich gegen die Hinterhofsmauer neben dem Abort. Die seit Wochen andauernden Winterregen haben sie aufgeweicht, sie ist am Einstürzen. Die Anstrengung legt einen Muskelpanzer quer über seinen Bauch, dennoch wird er weggedrängt. Er spreizt die Beine, schlägt die Absätze in den Boden. Aber er glitscht unaufhaltsam auf Hühnerdreck und Schlamm. Die Mauer muldet sich um seine Hände. «Mamma! Mamma!» Die Rüfe prasselt über ihn. Er fällt nach vorn, schlägt mit dem Kopf gegen einen rollenden Felsblock. Nacht stülpt sich über ihn. – Langsam öffnet er die Augen, sieht die russschwarze Küchendecke, sieht den gemauerten Holzherd. Er ist ins Haus hinein gefallen. Gerettet!

Er erwacht.

Morgenhelle. Porca! Was wird Häusermann sagen? Man sollte längst an der Arbeit sein.

Durante Tancredi aus Longobucco, Provincia di Cosenza, Calabria, richtet sich auf, verliert das Gleichgewicht und stemmt beide Hände gegen den Boden.

Warum liegt man auf einer Luftmatratze? Da steht doch das Bett.

An der Aussenwand des Zimmers schluckt die Dachgosse Regenwasser.
Nebenan wird ein Hahn abgedreht, die Leitung keckert.

Ah, die neue Wohnung, Maria Pia, i bambini! Dort drüben, gegen die Wand geschoben, die vier Koffer. Nicht mal die Lederriemen sind gelöst. Viel zu tun. Avanti! Auspacken, aufstellen, einrichten. Zeigen, was für schöne Sachen. Deswegen hat man doch frei, Fiirtig.

Durante Tancredi hebt die offenen Hände, spitzt den Mund, lässt sie sinken.

Vor drei Tagen ist man hier eingezogen mit einem Tisch, vier Stühlen, einem Bett und einem Schrank aus dem Brockenhäus. Vorgestern hat man aus je zwei aneinandergeschobenen Aprikosenkistchen die Betten für Rinaldo und Armida zusammengenagelt; gestern dann die Luftmatratze, vier Wolldecken, vier Leintücher, ein grosses und zwei kleine Kissen samt weissen Überzügen gekauft.

Nebenan summt ein Apparat. Durante Tancredi reibt das Kinn mit dem Rücken der rechten Hand.

Dicke, widerspenstige Stoppeln. Ah, der Hobby multi ras: Ja, man ist ein Mann, finalmente: Maria Pia, zwei Kinder, moderne Wohnung im Stock 6 von Block Nelkenweg 1. Ein Mann! Da, Doppelverglasung, da, Konvektoren, Zentralheizung (nix frieren!), da, Tapeten (keine Schwabenkäfer!). Che bravo, unter Leute zu gehen, die andere Sprache reden. Zehn Jahre fort, jetzt! Krampfen, lernen, krampfen, nachholen: alles. Und jetzt, finalmente: un uomo moderno!

Sechs Stockwerke tiefer, auf der Talstrasse, hat der Morgenverkehr seinen Höhepunkt erreicht. Wagen nach Wagen zerreisst zischend den Wasserfilm auf dem Asphalt. Hie und da knattert ein Auspuffrohr. Das Dachrohr schluckt langsam. Durante Tancredi schlägt die Wolldecke zurück, rutscht von der Luftmatratze auf den grauen Nadelfilz (kein Aufwaschen!), stemmt sich hoch und tritt im Nachthemd ans Fenster. Er ist klein und breit gebaut. Er hebt die Arme, stellt sich auf die Zehenspitzen, ächzt. Die Ärmel rutschen über die Ellenbogen zurück: schwärzliche Handgelenke, behaarte Arme.

Zehn Jahre gearbeitet wie ein Blöder. Jetzt aber pack zu! Durante Tancredi ballt die Fäuste.

Die Autos, das warme und kalte fliessende Wasser in der Küche, das Badezimmer, das WC: alles weiss man jetzt zu gebrauchen. Maria Pia wird ein Gesicht machen wie die Annunciata: Hier Unterhitze und Oberhitze, capisci? Und da der Dampfabzug, kein Rauch hier. Die Kochplatten klappst du herunter. Das da Müllschlucker, buttar via tutto. Da, Waschmaschine; dreh einfach die Scheibe auf «Nylon, Wolle» oder «Buntwäsche»

oder «Weisswäsche», e il resto si farà da sè. Und zieh mal eine von denen heraus. Und Maria Pia wird sich gegen den Küchenkorpus stemmen, reissen und beinahe hintenüber fallen. Laufen alle auf Rollen, vedi. Da der Hundert-Liter-Frigorifero, das Tiefkühlfach, hier. Alles semplicissimo. Als ob es nicht ungeheuer kompliziert wäre, so schwierig, dass ein Christenmensch zehn Jahre krampft.

Durante Tancredi lässt die Arme fallen und dreht sich um. Maria Pia hat geglückst, ist erwacht. Er geht langsam in die Tiefe des Zimmers zurück.

Man ist marito e moglie seit gut vier Jahren, doch man besitzt das weisse Fleisch dieser Frau (und sie ist erst noch drei Jahre älter) seit knapp neun Wochen. So lange hat man zusammengelebt, in den Ferien. Jetzt müsste man über eine königliche Gebärde verfügen oder über die Stimme des göttlichen Caruso, um mit einem Schwung all die Schätze vor Maria Pia auszubreiten, zu entrollen. So käme die Scham nicht auf, so könnte man das bewundernde Staunen, die Hingebung in ihrem Blick, die man verdient hat, ihr entreissen. – Aber man ist nicht der Caruso, man hat nur ihren Körper, den man überwältigen, kneten, schwängern muss. Man ist nur ein Männchen, schwarzbehaart, rot bis in den Hals. Der Staub aus den Granitbrüchen, in denen man vom elften bis ins fünfzehnte Lebensjahr gearbeitet hat, verstopft einem die Kehle.

Maria Pias kugelrunde, koksschwarze Augen blinzeln nicht. Der Mann steht über ihr, zuvorderst die Hände. Sie hebt die weissen Arme, fasst zu, zieht und steckt sein rot angelaufenes Gesicht zwischen ihre Brüste.

So, Augen zu! Klar, heute ist sein grosser Tag. Lassen wir ihm den. Alles wird er vorführen wollen, die Herrlichkeiten, welche die Menschen hierzulande besitzen. Sicher, die Santissima sei gelobt, vor allem für die automatische Waschmaschine, den Kühlschrank und den elektrischen Herd. Ein guter Anfang bei den Ungläubigen, das darf man wohl sagen.

Maria Pia presst Tancredis Kopf stärker in ihr Fleisch und fährt mit der linken Hand durch sein Kraushaar.

Die Bettvorleger aus Schafspelz hat er natürlich vergessen, trotz dem Brief.

Maria Pia sieht zum Fenster hin.

Lamellenstoren. Ja ja, ein Anfang, immerhin.

(Die Frauen im Vicolo Alto, die dicke alte Teresa, die ewig schwangere Concetta, achtundzwanzig, und neun Kinder, die ausgemergelte Maddalena, die fast kein Haar mehr auf dem Kopf hat, die eigene Schwiegermutter, niedergeschlagen, bleich in den schwarzen Röcken [hierzulande sollen sich die Frauen noch nach fünfunddreissig bunt kleiden, man stelle sich vor!]. Es ist Washtag im Vicolo Alto. Die Männer schleppen als erstes das Fuss-

gestell des Waschkessels samt Feuerkammer durch die Haustüre und stellen es so auf der steilen, plattenbelegten Strasse auf, dass es weder schräg noch im Ziegendreck steht: die beiden oberen Füsse stecken sie in Pflasterlücken, die unteren kratzen auf den Steinplatten. Die Männer richten sich auf. Über der Sila ist der Himmel gelb: Verfluchtes Land, solange die Sonne noch nicht da ist, wünscht man sie herbei, ist sie am Himmel, verwünscht man sie. Nun holen die Männer die Siedekessel, und die Frauen schleppen Wasser. Mit Holzstücken und Kohle füllen sie das Feuerloch. Teresa, deren Kessel keine Feuerkammer hat, heizt auf dem Pflaster. Die Männer haben die Rauchrohre gebracht und stecken sie an. Teresa muss, da es unter ihrem Kessel hervor den Rauch nach allen Seiten wirbelt, zuoberst in der Gasse, mehrere Schritt von der nächsten Wäscherin entfernt, sehen, wie sie zu rechtkommt. Da sie zuunterst wohnt und niemand ihr hilft, keucht sie ständig, unverständliche Verwünschungen zischend, gassauf und -ab. Vor Jahren soll sie einmal mit einem Heiligenbild Feuer gemacht haben, kein Wunder, dass es ihr schlecht ergangen ist: zwei Söhne in Abessinien, eine Tochter während eines Bombardements in Cosenza. Die Frauen haben jetzt alte Zeitungen ins Ofenloch gestopft und machen Feuer, ihre Hände zittern vor Kälte und Ungeduld. Zwei Minuten lang beobachten sie die Flammen, kauernd; dann, beruhigt, dass das Feuer zieht, richten sie sich auf, gehen, bücken sich durch die Haustüren, um die Leintücher und die Unterwäsche und die Windeln zu holen. Die Männer, die zu den Kesseln getreten sind, tun so, als ob sie auf die ersten Blasen im Wasser warteten, dazu drehen sie sich unauffällig vor den Feuerlöchern. Nach einer Weile gehen sie fort, die Gasse hinunter, mal sehen, ob Fremde gekommen sind, ob jemand Hände braucht, vielleicht gar einen Führer. Die Sonne ist aufgegangen. Die Frauen schnappen nach Luft und wischen sich den ätzenden Russ aus den Augen. Die Männer sitzen wahrscheinlich jetzt vor einem Glas Wasser in Marios Bar.)

Na ja, Gott und die Santissima seien gelobt, Rinaldo und Armida sind gerettet, dreissig Stunden weit vom verfluchten Land. Zwar hat es einem drunten an nichts gefehlt, Tancredi hat seinen Lohn geschickt. Trotzdem.

Maria Pia küsst flüchtig den kleinen kahlen Fleck auf dem Hinterkopf ihres tüchtigen Männchens und fährt rascher durch seine Haare. Ihre schwarzen Augen starren nach der Tür, hinter der die Kinder schlafen. «Omino», flüstert sie Tancredi ins Ohr, «omino mio.» Sie tut seinen Kopf weg und steht auf.